

## Vorwort

Am 14. Januar des Jahres zweitausend, einem Freitag, wurde ich in einer Berliner Szenekneipe am Prenzlauer Berg unbeabsichtigt Zeuge eines Gesprächs. Es war später Vormittag. Ich saß im sogenannten Kaminzimmer des Cafés, das russische Küche anbietet, und las in der Zeitung. An einem Nebentisch unterhielten sich, den Stimmen nach zu urteilen, drei junge Männer. Einer von ihnen sprach russisch. Dadurch wurde ich überhaupt erst aufmerksam.

Ich konnte die drei nicht sehen, weil ich um die Ecke am Fenster saß, um durch das einfallende Licht von draußen besser lesen zu können. Der Kamin verdeckte die Leute. Aber ihrer Unterhaltung konnte ich folgen. Gesprächsgegenstand war anscheinend das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland, zehn Jahre nach der Wende.

Der junge Russe war erregt. Er sprach über den deutschen Außenminister Fischer, und einer der Gesprächspartner übersetzte dem anderen, der offenbar kein Russisch verstand, seine Worte ins Deutsche.

Fischer, so entnahm ich der Unterhaltung, hatte für die darauffolgende Woche eine Reise nach Moskau geplant, um über die beiderseitigen Beziehungen zu sprechen. In einer russischen Zeitung war dazu wohl ein sehr kritischer Kommentar erschienen. Als ich damals Zeuge des Gesprächs wurde, wußte ich noch nicht, daß es sich um die dem Kreml nahestehende „Nesawissimaja Gaseta“ handelte. Mehrfach wiederholte der Russe ein Zitat daraus. Es lautete, der Berliner Außenminister sei der Totengräber der deutsch-russischen Beziehungen.

Und dann fielen Sätze wie diese, erst auf russisch, dann auf deutsch: „Man muß ihn liquidieren, sobald er russischen Boden betritt.“ – „Er will wieder einen Kalten Krieg gegen Rußland.“ – „Fischer ist eine Figur der Amerikaner, deshalb hat er auch den Krieg auf dem Balkan angezettelt.“

Ich hielt den Atem an. Es gab keinen Protest, keine Widerrede der beiden anderen. Eine Ungeheuerlichkeit! Der Russe erwog

immerhin ein Attentat auf den deutschen Außenminister und sprach ungeniert darüber. Bei den anderen schien es sich folglich um Gleichgesinnte zu handeln.

Der russische Wortführer erwähnte Organisationen, deren Namen ich noch nie zuvor gehört hatte. Sie sind mir auch nicht im Gedächtnis geblieben. Und er redete über Tschetschenien, erwähnte mehrfach die Kämpfer russischer Spezialtruppen, die sehr entschlossen und gut organisiert seien. Sie würden Fischer besonders hassen, weil er sich als deutscher Politiker eindeutig auf die Seite der tschetschenischen Banditen stelle.

Was die drei Männer weiter besprachen, was sie beschlossen oder nicht beschlossen haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Sie brachen plötzlich sehr hastig auf. Der deutschen Bedienung gaben sie ein größeres Trinkgeld, was diese mit lautstarker Freude kommentierte. „Es ist aus Freundschaft“, erklärte ihr der Russe: „Wir Russen und ihr Deutschen, wir müssen Freunde bleiben!“

Als sie hinausgingen, sah ich, daß die drei Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt waren. Irgendeine Auffälligkeit konnte ich nicht an ihnen entdecken. Einer hatte kurze Haare, die anderen beiden mittellange. Bekleidet waren Sie mit Jeans und modisch aussehenden dunklen Jacken. Sie liefen über die Straße und verschwanden in dem gegenüberliegenden U-Bahnschacht am Senefelder Platz.

Mußte ich jetzt die Behörden verständigen, um Gefahr für Leib und Leben des deutschen Außenministers abzuwenden und ein möglicherweise geplantes Attentat zu verhindern? Oder würde ich mich nur lächerlich machen, wenn ich mich an die Polizei wandte – vielleicht war ich ja Zeuge von bloßem Stammtischgerede geworden?

Ich beruhigte mich damit, daß ein Außenminister sehr gut geschützt werde und daß dies bei Auslandsreisen wohl erst recht der Fall sei. Aber ich wollte auf jeden Fall versuchen den Zeitungsartikel zu lesen, von dem im Gespräch der drei jungen Leute die Rede gewesen war und der sie so in Rage gebracht hatte.

Das Vorhaben, mir den Beitrag zu besorgen, hatte ich schon wieder vergessen, da fand ich ein paar Tage später in einem deutschen Blatt durch Zufall den folgenden Bericht: „Starke

Worte gegen Fischer in der Moskauer Presse – anlässlich der Reise des deutschen Außenministers verschärft sich in Rußland die antiwestliche Stimmungsmache.“

Zitiert wurde ein Kommentar des führenden Deutschlandexperten in Moskau, Igor Maximytschew. Er war einst Leiter der DDR-Abteilung des sowjetischen Außenministeriums und Gesandter der Sowjetunion in Ostberlin. In dieser Eigenschaft hatte er 1990 an den Zwei-Plus-Vier-Verhandlungen teilgehabt. Man konnte ihn damals mehrfach auf allen Fernsehkanälen sehen – ein großer, stämmiger Russe, ausgestattet mit einer Baßstimme wie Mozarts Sarastro in der Zauberflöte.

Zu der Zeit, als er den Kommentar verfaßte, gehörte er der Akademie der Wissenschaften in Moskau an und galt als wichtigster deutschlandpolitischer Berater des russischen Präsidenten. Da hatte also nicht irgendein kleines Licht vom Leder gezogen, sondern eine Figur von großem Gewicht auf der politischen Bühne.

In seinem Beitrag, der dem Bericht in der deutschen Zeitung zufolge am 13. Januar erschienen war, also einen Tag bevor ich das Gespräch am Prenzlauer Berg mitgehört hatte, geißelte er den „antirussischen Ton“ in Deutschland.

Der deutsche Außenminister betreibe mit Hilfe Amerikas und der NATO eine Politik gegen Rußland, deren imperiales Ziel es sei, ein europaweites Protektorat der Vereinigten Staaten von Amerika zu schaffen.

Im Kosovo hätten die USA und Deutschland offen mit der terroristischen Organisation UCK zusammengearbeitet. Und nun stellten sie sich auch noch auf die Seite der tschetschenischen Terroristen. Noch fehle dem Westen allerdings der Mut, diese auch militärisch gegen Rußland zu unterstützen.

Rußland, so Maximytschew bitter, gelte wieder als Reich des Bösen. Für die den Deutschen bei der Wiedervereinigung hingestreckte Freundeshand sei nun unverhohlene Feindschaft der Dank.

\*

Ein halbes Jahr später, im Sommer des gleichen Jahres, erfüllte ich mir einen langgehegten Wunsch und reiste durch Ostpreu-

ßen nach Königsberg, das heute Kaliningrad heißt. Die Menschen in seinen Mauern sind in ihrer Mehrheit nicht glücklich damit und würden gerne den historischen Namen wieder annehmen. Sie vermögen jedoch die hohen Kosten dafür nicht aufzubringen. Deshalb sind sie nicht in der Lage, dem Beispiel der wohlhabenderen St. Petersburger zu folgen.

Ich besuchte das unweit davon gelegene berühmte Seebad Rauschen, heute Swetlogorsk, an der Ostsee. Und just an diesem Tag geschah mir etwas ganz Außergewöhnliches: Es flog mir unverhofft eine Nachricht zu, die mein Leben in den kommenden Monaten und Jahren völlig verändern sollte. Denn seither habe ich mich fast ausschließlich der Geschichte gewidmet, die ich Ihnen hiermit vorlege.

Die Bedeutung der erwähnten Nachricht vermochte ich indes nur zu erkennen, weil mir das dazugehörige Thema seit einiger Zeit schon bekannt war – genauer gesagt seit jenem Kneipenaufenthalt am Prenzlauer Berg, bei dem ich das Gespräch zwischen den jungen Leuten mit angehört hatte.

Bei meinem Besuch in Königsberg wohnte ich im Hotel Baltic. In der Nacht nach dem Besuch des Seebades war ich außerstande zu schlafen. Der stürmische Wind, die heftige Brandung und die gleißende Sonne an der samländischen Steilküste waren so starke Reize gewesen, daß ich einfach kein Auge zutun konnte. Ich tappte durch das Haus und traf in der Bar nur noch einen einzelnen Gast an, auch die Bedienung war schon gegangen. Er hatte zwei Flaschen mit georgischem Rotwein vor sich stehen und lud mich ein, mit ihm zu trinken.

Es war naheliegend, daß wir bei unserer Unterhaltung bald auch auf das politische Verhältnis zwischen unseren beiden Ländern zu sprechen kamen. Der Mann, er mochte vielleicht vierzig Jahre alt gewesen sein, bekundete viel Sympathie für Deutschland. Aber er zeigte sich auch über die Maßen enttäuscht davon, wie sich die Beziehungen zwischen meinem Land und Rußland seit dem Abzug der sowjetischen Truppen entwickelten.

Wieder einer, der sich erhofft hatte, daß nach der Wiedervereinigung eine enge deutsch-russische Kooperation entstünde. Natürlich fiel mir sofort Maximyschew ein. Auch die Szene vom Prenzlauer Berg tauchte in diesem Augenblick wieder in meiner Erinnerung auf. Und dann sagte mein Gegenüber etwas,

was mich völlig konsternierte. Er fragte mich, ob in Deutschland etwas bekanntgeworden sei von einem versuchten Anschlag auf einen Berliner Politiker durch einen Russen. Diese Frage hatte er mir gestellt, dessen war ich sicher, weil er inzwischen wußte, daß ich im schreibenden Gewerbe tätig war. Da ich jedoch über keinerlei solcher Informationen verfügte, wie er sie wohl erwartet hatte, wollte er nichts weiter preisgeben.

Erst als die zweite Flasche zur Neige ging, brach es unvermittelt aus ihm heraus: „Igor war mein Freund. Er kam aus St. Petersburg, hat dort früher Juristerei studiert. Wir haben dann beide in Tschetschenien in der selben Truppe gekämpft bis Anfang dieses Jahres. Igor konnte es nicht ertragen, wie dieser Minister, euer Minister, mit Rußland umging. Igor war Patriot.“

„War?“, fragte ich zurück. „Was ist mit ihm?“

Der Mann zuckte mit den Schultern. „Wir wissen es nicht. Es hat ihn keiner mehr gesehen, seit er nach Deutschland ging, seit Februar.“

Völlig überstürzt verließ der Mann kurze Zeit darauf die Bar, mich ziemlich ratlos zurücklassend.

Was war das für eine Geschichte, was hatte es mit diesen Informationen, deren ich teilhaftig geworden war, auf sich? Wer war dieser Igor? Was war vorgefallen?

Mir ging es an diesem heraufdämmernden Morgen in Königsberg wie vielen vor mir, die sich von einer geheimnisvollen Begebenheit haben fesseln lassen: Ich bekam Lust, die Geschichte zu schreiben. Die Geschichte von Igors Schicksal. Ich wollte herausfinden, was es mit dem versuchten Attentat auf sich hatte, was dieser Igor damit zu tun hatte. Dabei ahnte ich von Anbeginn an, daß die Handlung voller Tragik sein würde. Aber gerade deswegen ließ sie mich nicht mehr los.

\*

Bald darauf fuhr ich weiter nach St. Petersburg. An der juristischen Fakultät der altehrwürdigen Universität begann ich mit den Recherchen. Und hier stieß ich zu meiner Verblüffung schon nach kurzer Zeit auf die Spur von Igor. Hier, wo der russische Präsident Wladimir Putin einst studiert hatte und wo

er heute als berühmter Sohn der Alma Mater von vielen Fotos an den Wänden auf die neue Studentengeneration herunterblickt.

Es war ein tief bewegender Vorgang, die Stränge dieser Geschichte zusammenzufügen. Für mich beginnen sie im Sommer zweitausend in Königsberg - eigentlich sogar schon im Januar am Prenzlauer Berg in Berlin. Ich bin ihnen gefolgt bis zurück zum dritten Oktober neunzehnhundertneunzig, nach Leningrad, wie St. Petersburg damals noch hieß, und wo alles anfing.

## Einleitung

Am dritten Oktober 1990 wird in Leningrad bei einem Attentat der Geheimdienstchef in die Luft gejagt. Am gleichen Tag verschwindet der beste Freund eines hochrangigen Mitarbeiters des Oberbürgermeisters der Stadt spurlos. Außerdem versammelt sich an der Staatlichen Universität eine Gruppe von Leuten, die sich Organisation Taurage (OT) nennt. Taurage ist die litauische Bezeichnung für eine Stadt im Baltikum, deren deutscher Name Tauroggen lautet.

Die drei Ereignisse scheinen auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun zu haben. Aber eben nur auf den ersten Blick. Denn wie sich später herausstellt, hat der liquidierte Leiter des Leningrader Geheimdienstes für die Amerikaner gearbeitet. Er gehörte einer Gruppe an, die sich „Westside“ nennt. Sie ist bei russischen Patrioten zutiefst verhaßt, weil durch sie der US-Einfluß in Rußland und ganz Mittelasien immer weiter ausgedehnt wird.

\*

Die Organisation Taurage versteht sich als ihr Gegenspieler. Sie kämpft gegen die Hegemonie der Weltmacht. Um diese zurückzudrängen, will sie eine neue Allianz zwischen Rußland und den Staaten West- und Mitteleuropas initiieren. Als Vorbild dient ihr die am 30. Dezember 1812 zwischen russischen und preußischen Generalen geschlossene „Konvention von Tauroggen“. In ihr wurde damals vereinbart, die Okkupation Europas durch den französischen Kaiser Napoleon Bonaparte gemeinsam zu beenden. Nachdem sich eine Reihe weiterer europäischer Staaten angeschlossen hatte, wurde Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig bekanntlich vernichtend geschlagen.

Die OT weiß: Wenn es ihr gelänge, in Rußland, ja in ganz Eurasien politische Kräfte für eine Allianz zur Befreiung von ameri-

kanischer Bevormundung zu mobilisieren, käme die heutige Hegemonialmacht USA in ziemliche Bedrängnis: Amerikas geopolitischer Hauptgewinn nach zwei Weltkriegen und dem Kalten Krieg geriete in Gefahr. Das Zeitalter Eurasiens könnte anbrechen.

\*

Bei dem verschwundenen Freund des hochrangigen Leningrader Politikers handelt es sich um Igor Rassow. Er ist Angehöriger der OT. Der junge Mann ist ein glühender Verfechter ihrer Ziele und bereit, alles dafür einzusetzen, auch sein Leben.

# 1

## Leningrad - Moskau

Attentat  
Flucht  
Suche  
Auftrag

## *Auf der Weltbühne*

Am Mittwoch, dem 18. Oktober 1989 um vierzehn Uhr und zwölf Minuten entledigte sich das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei (SED) der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) seines langjährigen Spitzenfunktionärs Erich Honecker. Er sei aus gesundheitlichen Gründen von der Funktion des Generalsekretärs der SED und vom Amt des Staatsratsvorsitzenden entbunden worden.

Knapp vier Wochen später, am 9. November, fiel unter dem Ansturm der Menschen die Berliner Mauer.

Im Februar 1990 wurde zwischen dem deutschen Kanzler Helmut Kohl und dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU), Michail Gorbatschow, bei einem Treffen im Kaukasus die Wiedervereinigung Deutschlands verabredet.

Die DDR vollzog den Beitritt zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland (BRD) und damit zum Hegemonialbereich der Vereinigten Staaten von Amerika. Deutschland war wiedervereinigt. Man schrieb den 3. Oktober 1990.

Im gleichen Jahr erklärten die meisten Republiken der Sowjetunion ihre Unabhängigkeit. Nach siebzig Jahren Kampf um die Weltrevolution neigte sich die Existenz des kommunistischen Imperiums ihrem Ende zu.

Boris Jelzin wurde zum Präsidenten Rußlands gewählt. Michail Gorbatschow trat zurück. Damit hatte die UdSSR endgültig aufgehört zu existieren.

Auf dem Balkan begann der Bürgerkrieg zwischen Serben, Kroaten und Bosniern.

Truppen des Irak okkupierten den Nachbarstaat Kuwait. Unter Führung des US-Präsidenten George Bush Senior wurden die Invasoren von der internationalen Staatengemeinschaft zurückgeschlagen. Seither sind US-Truppen in dem kleinen Erdöl-Emirat und auch in anderen Ländern auf der arabischen Halbinsel stationiert.

Rußland mußte wegen seiner prekären Finanzlage hohe Kredite beim Internationalen Währungsfonds (IWF) aufnehmen. Damit begann für das Land der Eintritt in das globale Finanzsystem - und seine Abhängigkeit davon. Eine Wahl hatte es nicht.

Vieles an euren Guten macht mir Ekel, und wahrlich nicht  
ihr Böses. Wollte ich doch, sie hätten einen Wahnsinn,  
an dem sie zu Grunde gingen, gleich diesem bleichen  
Verbrecher!

*Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra*

### Attentat

Poßtanowschtschik verfolgte die Fernsehübertragung eher bei-  
läufig. Das Empfangsgerät stand zur Seite geschoben in einer  
Ecke seines Büros auf dem Fußboden. Der Ton war leise ge-  
stellt. Nur manchmal wandte Poßtanowschtschik den Kopf und  
sah einen Moment dem Geschehen auf dem Bildschirm zu.

Er hatte das Programm des Deutschen Fernsehens eingestellt.  
Es brachte einen Bericht aus Berlin. Die riesige Empfangs-  
schüssel auf dem Dach der Verwaltung empfing den Beitrag via  
Satellit.

Die Bilder zeigten eine Reportage von der offiziellen Feier, die  
zur Wiedervereinigung Westdeutschlands mit der DDR ab-  
gehalten wurde. Man schrieb den 3. Oktober 1990. Es war ge-  
gen Mittag.

Auf Poßtanowschtschiks Schreibtisch im dritten Stock des  
Smolny-Instituts von Leningrad, dem Sitz der Stadtverwaltung,  
türmten sich die Akten. Er arbeitete erst seit kurzem in der  
obersten Verwaltungsbehörde der Stadt. Seine Aufgabe war es,  
Investoren aus dem Westen anzuwerben. Leningrad brauchte  
dringend Geld in seinen Stadtkassen, denn die Straßen hatten  
tiefe Löcher, von den Jugendstilhäusern bröckelten Stuck und  
Putz, daß es ein Jammer war, und viele Menschen lebten am  
Rande des Existenzminimums. Es fehlte an allem.

In Poßtanowschtschiks Ressort fiel die Beschaffung von Grund  
und Boden für Firmen, die sich neu ansiedeln wollten. Es gab  
Steuerfragen zu klären und es mußten Verträge ausgehandelt  
werden über die Höhe der russischen und der ausländischen  
Beteiligungen an den neuen Unternehmen. Das ging oft einher  
mit Hauen und Stechen. Jeder versuchte den anderen über den  
Tisch zu ziehen.

Durch den schwachen Rubel und fehlende Gesetze war die Einführung einer Art Marktwirtschaft in dieser Ära von Glasnost und Perestroika mühsam und ging trotz allen Einsatzes von Poßtanowschtschik und seinem Stab nur langsam vonstatten.

An der Wand neben seinem Schreibtisch hing ein Bildnis des Zaren Peters des Großen, der einst die Stadt aus den Sümpfen der Newamündung hatte stampfen lassen und dessen Vision es war, Rußland zur stärksten Macht zwischen Pazifik und Atlantik zu machen. Er war das Vorbild für Poßtanowschtschik, sein Idol, auch wenn er sich deshalb der Vermessenheit zieh.

Poßtanowschtschik blickte hin und wieder kurz von seiner Arbeit auf, um sich der Fernsehübertragung zuzuwenden. Man zeigte den deutschen Kanzler, wie er den Balkon des Berliner Kronprinzenpalais am Prachtboulevard Unter den Linden betrat. Er sprach hier zum ersten Mal als Kanzler des wiedervereinigten Deutschlands direkt zum Volk. Poßtanowschtschik vernahm die nuschelnde Stimme, die er auch in natura kannte, und lächelte in sich hinein.

Durch das Brandenburger Tor drängte sich die Menge. Am Reichstag krachten Böllerschüsse. Im historischen Gebäude fand ein Festakt statt, der zum Teil ins Freie übertragen wurde. Wie immer bei solchen Anlässen erklang dazu die 9. Symphonie Ludwig van Beethovens. Die übrige Stadt schien an diesem Tag einzig aus Bierthecken und Bratwurstgrills zu bestehen.

Poßtanowschtschik war erst vor knapp einem Jahr aus Deutschland zurückgekehrt. Fünf Jahre hatte er in der Auslandsaufklärung für den sowjetischen Geheimdienst KGB gearbeitet.

Er war Resident in Dresden. Die Stadt durfte sich bis 1945 wegen der Schönheit ihres barocken Erscheinungsbildes mit dem Beinamen Elbflorenz schmücken. Im Zuge der Befreiung war sie dann durch die Bombergeschwader der Briten und Amerikaner zerstört worden. Die Alliierten hatten Dresden in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 in Schutt und Asche gelegt und mit ihr viele Zehntausende hilflose Menschen, meist Flüchtlinge aus dem Osten, viehisch verbrannt.

Poßtanowschtschik hatte während seiner Dienstzeit immer wieder Berichte über das massenhafte Sterben in dieser Kriegsnacht gehört. Er war dabei stets wortkarg geblieben. Denn seine Heimatstadt Leningrad, die man das Venedig des Nordens nannte,

war im Krieg von der Deutschen Wehrmacht drei Jahre lang belagert, beschossen und weitgehend zerstört worden.

900 lange Tage und Nächte hindurch hatte die Bevölkerung in unsäglicher Weise gelitten. Über eine Million Menschen fand in den Trümmern den Tod, darunter zwei seiner älteren Brüder. Großmutter Ljudmilla Alekseewna wurde von deutschen Soldaten als Partisanin erschossen.

Poßtanowschtschik konnte die Dresdner verstehen. Aber hätte er vielleicht das Leid seiner Familie nun vor den Deutschen ausbreiten sollen? Es widerstrebte ihm, deshalb schwieg er, wenn die Rede auf den Krieg kam.

Bei seiner Abreise aus Dresden hatten sich dramatische Szenen abgespielt. Die diktatorische Staatsmacht der DDR zerfiel. Die Menschen gingen zu vielen Tausenden auf die Straße und forderten in immer wiederkehrenden Demonstrationen unmißverständlich die Wiedervereinigung mit dem Westteil Deutschlands. Es ging zu Ende mit dem kommunistischen Regime.

Auch vor den Toren der Dienststelle des sowjetischen KGB-Stabsquartiers in der Angelikastraße vier hatte sich eine aufgebrachte Menge versammelt. Die Demonstranten waren drauf und dran, das Gebäude zu stürmen. Poßtanowschtschik war den Bürgerrechtlern mit der blanken Waffe entgegengetreten, um den Komplex zu sichern.

Da sie sich in großer Zahl eingefunden hatten, legten die Demonstranten eine Art kollektiven Mutes an den Tag. Ihre drohend geballten Fäuste und die lauthals hinausgebrüllten Verwünschungen verstand Poßtanowschtschik durchaus. Er war Angehöriger der Sieger- und Besatzungsmacht. Vierzig Jahre hatten die Leute vor ihm und seinesgleichen gekuscht.

Was das DDR-Regime an Effizienz nicht aufbringen konnte, hatte es mit äußerster Kontrolle aller Lebensbereiche und mit Unterdrückung zu kompensieren versucht. Die sowjetische Macht hatte den DDR-Apparat dabei vor dem eigenen Volk geschützt und ihm die Herrschaft überhaupt erst ermöglicht. Die Machthaber in Ostberlin waren Marionetten Moskaus gewesen.

Es war Poßtanowschtschik klar, warum die Leute ihn nicht mochten. Aber er stand nun einmal als Vertreter des Sowjetimperiums vor ihnen, und er war nicht gewillt, sich einfach davonzuschleichen. So hob er die Waffe und rief unmißverständlich:

„Verhalten Sie sich ruhig und bleiben Sie zurück. Das hier ist eine sowjetische Dienststelle und ich bin Soldat. Ich werde nicht zögern von der Waffe Gebrauch zu machen, wenn es zu Übergriffen kommen sollte!“

Die Menge hielt nun gebührenden Abstand und beschränkte sich darauf „Russen raus“ und „Wir sind das Volk“ zu skandieren. Auch „Nieder mit der Stasi“ wurde immer wieder gerufen. Poßtanowschtschik hatte in diesem Augenblick hautnah gespürt, wie Macht und Anspruch der Sowjetunion verfielen, als er mutterseelenallein den drohend erhobenen Fäusten gegenüberstand. Er mußte nach eigenem Gutdünken handeln. Aus Moskau bekamen er und seine Kameraden nicht einmal mehr Weisungen, für solche, doch immerhin zu erwartenden Ernstfälle. Sie repräsentierten ein System, das es offenbar schon gar nicht mehr gab.

Das alles hatte sich im Herbst 1989 abgespielt. Inzwischen war in Berlin schon ein Gutteil der Mauer abgerissen. Man feierte die Einheit, und Touristen aus allen Teilen Europas verstopften die Straßen der einst geteilten Stadt.

Poßtanowschtschik wandte den Blick wieder vom Geschehen auf dem Bildschirm ab und richtete ihn durch die hohen Fenster hinaus in den milden Herbsttag. Sein Büro lag im rechten Flügel des langgestreckten Gebäudes. Unter ihm strömte die Newa nach Norden. Kurz hinter dem Smolny wandte sie sich nach Westen, um vor den Bollwerken, die von der Wassiljewskijinsel und der Haseninsel gebildet wurden, in drei große Mündungsarme auseinanderzulaufen, die sich schließlich weit draußen in den Finnischen Meerbusen ergossen.

Das Wasser beherrschte die einstige Zarenmetropole. Vierundvierzig Inseln bildeten ihren sumpfigen Untergrund. Über fünfhundert Brücken waren nötig, um Verbindung zu halten zwischen allen ihren Revieren und der Welt um sie herum. Damit stellte die Schöne an der Newa selbst Venedig in den Schatten.

Die Stadt bildete mit dem Fluß eine Einheit. Ihr Grundriß wurde durch die Newa aufgefächert, auseinandergetrieben, so daß die Horizonte weit draußen ohne Begrenzung zu verlaufen schienen.

Die Peter- und Pauls-Kathedrale auf der Haseninsel, die mit dem goldenen Dach ihres Glockenturms wie eine Nadel aus der

alten Festung heraus in den Himmel stach und das gegenüber auf der Wasiljewskijinsel gelegene Gebäude der Zwölf Kollegien, das den ältesten Teil der Universität beherbergte, zählten zu den Wahrzeichen der Zarenresidenz an der Newa.

Poßtanowschtschik mochte ganz besonders den Blick, der sich von der Peter- und Pauls- Festung über die Newa zur Stadt eröffnete. Daß Universität und Festung zu den bedeutendsten Schöpfungen der europäischen Architektur gehörten erfüllte ihn mit Stolz.

Gegenüber dem Smolny mündete das Fließchen Bolschaja Ochtsa in die Newa. Dahinter lag der Srednechtsinskij Prospekt, in dem Poßtanowschtschik mit seiner Familie lebte. Die geringe Entfernung zu seiner Wohnung brachte es mit sich, daß Poßtanowschtschik am Morgen in wenigen Minuten an seinem Arbeitsplatz und abends, wenn er endlich das Licht in seinem Büro löschte, genauso schnell wieder zu Hause sein konnte.

Manchmal ging er zu Fuß. Oft fuhr ihn seine Frau Olga zum Dienst. Sie genoß es, mit dem schwarzen Familienauto, einem gut erhaltenen Wolga, die Brücke über die Bolschaja Ochtsa in einem rasanten Karacho zu überqueren und zum Smolny hinüber zu preschen.

Sie fuhr fast immer viel zu schnell. Die Geschwindigkeit war wie ein Rausch für sie. Einmal hatte sie schon einen Unfall deswegen, aber da saß sie alleine im Wagen, und der Laternenpfahl, den sie streifte, beschädigte nur die Karosserie.

Das weißblaue Smolny-Kloster, das ein paar hundert Meter weiter nördlich an der Flußbiegung lag, genau dort, wo die Newa sich nach Westen wendet, war häufig von Touristen umlagert. So auch an diesem dritten Oktober. Wenn sie mit ihren Fremdenführern unter Poßtanowschtschiks Fenster vorbeizogen, konnte er das Gelächter hören, das die Reiseleiter mit ihren altbewährten Späßen bei den Besuchern der Stadt hervorriefen.

Mit dem Smolny hatte es eine besondere Bewandnis. Hier wurde Geschichte geschrieben. Als begeisterter Schiffsbauer hatte schon Zar Peter oft den Smolny aufgesucht, dessen Name von der russischen Bezeichnung smola herrührt, was Teer bedeutet. Smolny Dwor war der Teerhof. Hier wurde die schwarze, klebrige Masse zur Abdichtung der Schiffe für Peters Flotte gekocht.

Wegen seiner häufigen Aufenthalte im Teerhof hatte sich der Zar dann hier am Newa-Ufer eine Art Datscha errichten lassen. Sie geriet nach Zarenart zu einem kleinen beschaulichen Palast. Nach Peters Tod wurde das barocke Frauenkloster an dieser Stelle gebaut. Die von den Klostergebäuden eingerahmte Auferstehungskathedrale mit ihren fast hundert Meter hohen Glockentürmen war bei den Besuchern das gefragteste Fotomotiv. Die Kirche zählte zu den Prunkbauten, die der einstige Stararchitekt Peters des Großen, Bartolomeo Rastrelli, entworfen hatte.

Der Amtssitz Poßtanowschtschiks befand sich in einem südlich des Klosters im klassizistischen Stil errichteten dreiflügeligen Bau, dem Smolny-Institut. Es wurde erst später gegründet und hatte ehemals als Bildungsstätte gedient.

Bis zur Revolution von 1917 wurde hier der weibliche Adelsnachwuchs Rußlands herangebildet. Dann besetzten die Arbeiter- und Soldatenräte das Gebäude. Die Aula wurde zum Sitzungssaal umfunktioniert. Im Ballsaal, ein paar Meter von Poßtanowschtschiks Arbeitsraum entfernt, wo die Fräulein früher getanzt hatten, fand im Oktober 1917 der gesamtrussische Sowjetkongreß statt, der die Dekrete der neuen bolschewistischen Regierung verabschiedete. Die kommunistische Partei bezog hier ihr Hauptquartier. Auch nach dem Umzug der KPdSU nach Moskau, behielten die lokalen Genossen ihre Zentrale im Smolny.

Poßtanowschtschik hatte sein Jackett über den Stuhl gehängt. Es herrschten noch recht milde Temperaturen und an diesem wunderschönen Herbsttag waren sie auch im Innern der Räume zu spüren.

Die Krawatte mit den kleinen Karos baumelte locker unter dem Hemdkragen. Er trug immer solche Krawatten. Seine Frau Olga kaufte sie für ihn, manchmal auch welche mit Punkten oder Rauten. Aber immer dezent, immer klein gemustert.

Poßtanowschtschik wollte die Fenster öffnen, um etwas von der linden Luft des Oktobertages hereinzulassen. Doch dazu kam er nicht mehr. Er hatte gerade noch einen Blick auf die Übertragung aus Deutschland geworfen, bevor er sich aus seinem Stuhl erhob, da stürzte das Bild auf dem Schirm urplötzlich in einem

regenbogenfarbigen Punkt zusammen und der Fernseher verlosch.

Mit einem häßlich schrillen Knall barsten die Fensterscheiben, das Glas schoß in tausend Splittern kreischend und klirrend in den Raum, haarscharf an Poßtanowschtschiks Kopf vorbei. Er selbst wurde mit seinem Stuhl an die Wand geschleudert.

Einen Augenblick hing er gegen das Mauerwerk gepreßt, fast bewegungsunfähig, und rang mit offenem Mund nach Luft. Er hörte das dumpfe Echo der Explosion nachhallen und vernahm noch benommen, wie draußen Gesteinsbrocken und scheppernde Blechteile gegen Mauern und Dächer prasselten und polterten. Dann wurde es für einen Augenblick still, ehe Sirenenklänge und aufgeregtes Hupen, näherkommender Motorenlärm und erste Kommandorufe den Fortgang des Geschehens anzeigten.

Poßtanowschtschik löste sich ruckartig aus seinem Bürostuhl und war mit einem Sprung am Fenster. Schräg unter ihm, in der Zufahrt zum Smolnygelände, starrte ein Krater in den Oktoberhimmel. Ringsum lagen brennende und rauchende Trümmer eines völlig zerfetzten Autos. Maskierte Männer der Omon-Truppe, dem Antiterrorkommando des Innenministeriums, sprangen gerade aus ihren Fahrzeugen, sicherten und umstellten den Tatort. Die Abzeichen auf ihren Kampfanzügen zeigten die weiß-rot-blaue Flagge Rußlands und ein bronzefarbenes Schwert als Symbol der Macht.

Sie waren in unmittelbarer Nähe stationiert und deshalb die ersten am Schauplatz. Kurz darauf rasten Feuerwehr und Sanitäter heran. Die kleineren Flammenherde waren rasch gelöscht. Sie fanden überall Leichenteile, die weit verstreut herumlagen.

Poßtanowschtschik wurde gewahr, daß unweit der Explosionsstelle ein verbeultes Teil des Fahrzeugs lag. Es mußte einmal die Kühlerhaube gewesen sein. An der Spitze war der typische hochgestellte Schriftzug einer der schweren Limousinen der ZIL-Klasse aus dem Lichatschow-Werk zu erkennen. Das zerfetzte Fahrzeug war demnach ein Repräsentationswagen, wie er der Nomenklatura zur Verfügung stand.

Die Explosion dürfte eine hochrangige Persönlichkeit hinweggerafft haben – es sei denn, der Fahrer wäre allein mit dem Wagen unterwegs gewesen, überlegte Poßtanowschtschik mit hochgezogenen Stirnfalten.

Irgendwo im Raum läutete ein Telefon. Der Klang kam erstickt aus einem beiseite gefegten Papierstapel hervor. Durch die Wucht der vorangegangenen Explosion war der Apparat darunter begraben worden. Poßtanowschtschik wühlte sich durch, fand endlich den Hörer und meldete sich.

„Genosse Direktor“, vernahm er am anderen Ende die atemlose Stimme eines der Sicherheitsposten vom Smolny-Eingang, „es hat einen Anschlag gegeben auf den Dienstwagen von General Nikolaj Kwasnikow. Er hat in dem Wagen gesessen, der draußen in die Luft geflogen ist.“

Kwasnikow war seit einem Jahr Chef des Geheimdienstes in Leningrad. „Weißt du wie sein Zustand ist, Genosse?“, fragte Poßtanowschtschik zurück, obwohl er sich über die Antwort ohnehin keine Illusion machte. Einen Augenblick herrschte Stille am anderen Ende. Der Mann schien zu schlucken. Dann sagte er mit heiserer Stimme: „Sie sind alle tot. Kwasnikow und seine Leute sind tot. Es ist furchtbar, Genosse Direktor.“

\*

Poßtanowschtschik fuhr sich mit der Hand über den Kopf um seine Frisur zu ordnen. Die Haare waren normalerweise sorgfältig nach rechts gekämmt, aber die Druckwelle der Explosion hatte sie aus der Fassung gewirbelt. Die fahlblonden, dünnen und schon etwas gelichteten Strähnen, hingen jetzt auf der falschen Seite. Er sah aus wie sein seitenverkehrtes Abbild.

Vom Sekretariat des Oberbürgermeisters kam just in diesem Augenblick der zweite Anruf, der ihn nach der Explosion erreichte. Poßtanowschtschik hatte das Telefon wieder an seinen gewohnten Ort gestellt. Er vernahm die Stimme der Vorzimmerdame seines Chefs, die ihn aufforderte, zur Lagebesprechung zu erscheinen.

Die Versammlung tagte im kleinen Konferenzzimmer. Es war schon fast zwölf Uhr, als Poßtanowschtschik dort eintraf. Aus dem Mund des Leiters der Sicherheitsbehörde und eines hochrangigen Polizeiexperten erfuhren er und die wichtigsten Mitglieder der Leningrader Politnomenklatura den ungefähren Hergang des Anschlags. Er ging auch abgebrühten Sicherheitsleuten unter die Haut.

Der Leiter der Behörde teilte mit, daß an den Zugängen zum Smolny-Institut schon seit längerem keine strengen Kontrollen mehr stattfänden. Die Einfahrt, die General Nikolaj Kwasnikows Fahrer mit dem schweren Dienstwagen gewählt hatte, sei überdies eine unscheinbare Nebeneinfahrt für angemeldete, hochrangige Besucher gewesen. Deren Wagen bräuchten nur kurz anzuhalten, der Fahrer strecke die Legitimation aus dem Fenster und könne sofort weiterfahren.

In dem kurzen Augenblick, währenddessen die schwere Limousine vor der Schranke halten mußte, habe sie über einer nicht mehr genutzten Kontrollgrube gestanden. Diese hätte in früheren Zeiten dazu gedient, alle Fahrzeuge mit Scheinwerfern und Ortungsgeräten von unten nach Sprengladungen oder Waffen abzusuchen, mit denen Attentate auf die Parteizentrale der KPdSU hätten begangen werden können. Mit dem Ende des totalitären Regimes habe man solche lückenlosen Überwachungsmaßnahmen eingestellt.

Der Polizeiexperte führte aus: „All diese Umstände müssen dem Mann geläufig gewesen sein, der das Attentat auf General Nikolaj Kwasnikow verübt hat. Der Täter scheint über denselben verdeckten Treppenabgang in die Grube gelangt zu sein, den früher auch das Kontrollpersonal benutzt hat.“

Nach der ersten Spurenaufnahme sei folgender Ablauf des Geschehens wahrscheinlich: durch einen Spalt in der Abdeckung beobachtet der Attentäter die ankommenden Wagen. Stunde um Stunde verharrt er seelenruhig in seinem Versteck, neben sich den graugrünen Metallkasten mit der Mine. Zu trinken hat er Tee dabei. Die Thermosflasche bleibt später am Tatort zurück.

Als Kwasnikows schwarzer ZIL gegen Mittag in die Zufahrt einbiegt, geht alles ganz schnell. Während oben die Wachen einen Blick auf die Besucherpapiere werfen, schiebt der Mann in der Kontrollgrube die Abdeckung zurück und drückt seinen Metallkasten gegen den Wagenboden.

Nur wenige Sekunden nachdem das schwere Dienstfahrzeug wieder angefahren ist, wird es von der Hohlladung der Haftmine durchschlagen.

Über weitere Einzelheiten berichtete der Leiter der Sicherheitsbehörde. In dem Versteck des Täters habe sich den Fahndern ein Anblick geboten, der ihnen nach dem Schock des Anschlags

noch einmal das kalte Grauen über den Rücken hätte kriechen lassen. Mit ruhiger Stimme trug er vor: „Die Spurensicherung entdeckte in der Grube einen zusammengekrümmten, leblosen Körper in Uniform. Beim Nähertreten konnten die Männer Alkohol riechen. Bei dem Toten handelte es sich um einen der Wachsoldaten. Sein Gesicht war blutverschmiert. Offenbar hatte er den Attentäter bei der Vorbereitung seines Anschlags gestört. Vielleicht wollte er dort unten nur seinen Wodkausch ausschlafen.“

Der Sicherheitschef sah mitgenommen aus. Er atmete tief durch und räusperte sich, ehe er mit den weiteren Einzelheiten fortfuhr: „Der Mörder hat dem betrunkenen Wachsoldaten nicht den Hauch einer Chance gelassen. Es muß alles blitzschnell gegangen sein. Wahrscheinlich hat er den Eindringling mit beiden Händen an den Haaren gepackt und ihn mit einem Ruck über die Steinstufen des Zugangs in die Tiefe hinabgerissen, so daß sein Kopf auf den rauhen Beton aufschlug.“

Der Vortragende blickte die Runde noch einmal eindringlich an und fuhr mit belegter Stimme fort: „Dann wurde das Opfer mit voller Wucht in den rechten Oberbauch getreten. Kein Laut dürfte nach draußen gedrungen sein, als dieser gezielte Tritt dem Mann die Leber zerfetzte. Der Attentäter hat danach die gekrümmte und verschrammte Gestalt in die Ecke geschleppt, wo man sie später fand. Dort war sie innerlich verblutet.“

Mit gespannten Nerven hatten die Männer diese Berichte über den Hergang des Geschehens angehört.

Der Sicherheitschef wartete jedoch noch mit einigen weiteren brisanten Informationen auf. „Der Sprengsatz“, so bemängelte er mit vor Zorn bebender Stimme, „konnte nur haften, weil versäumt worden war, den Boden des Wagens mit Zimmerit zu beschichten. Diesen antimagnetischen Anstrich hatten die Deutschen schon im Zweiten Weltkrieg zum Schutz ihrer Panzer vor Haftminen entwickelt. Unser Geheimdienst scheint noch immer nicht dahintergekommen zu sein. Mich wundert allerdings schon seit einiger Zeit überhaupt nichts mehr. Schließlich konnte ja auch ein Halbwüchsiger aus dem Westen mit seiner Sportmaschine unbemerkt unsere gesamte Luftkontrolle unterfliegen und auf dem Roten Platz direkt vor dem Kreml landen.“